

Adressaten. Als Institution integrierte sich die Kirche unter dem Zwang der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft selbst zum autonomen System: Der innerkirchliche Instanzenzug wurde auf die episkopale Leitungsfunktion zentriert, die für die feudale Kirche typische große Zahl der geistlichen Benefiziaten – wenngleich nicht vollständig – reduziert, die Geistlichen zu einer professionalisierten, disziplinierten Priesterschaft geformt, der als primäres Wirkungsfeld die Seelsorge in der zum hierarchischen Verband umgeformten Pfarrgemeinde zugewiesen wurde. Vor allem aber wurde der Kirchenbegriff modifiziert: Kirche wurde als religiöse Gesinnungsgemeinschaft definiert (S. 138), was es erlaubte, die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zu postulieren, die Gläubigen an die Kirche zu binden und die Rolle der Gläubigen in der Gesellschaft zu spezifizieren – als nützliche Glieder einer nach Glückseligkeit strebenden aufgeklärten Gesellschaft. Zugleich wurde – in Reaktion auf die veränderte Laientheologie – der innerkirchliche Kommunikationscode an das Verständnis der Laien angepaßt: Religion wurde moralisiert, ihre Heilsökonomie hob auf die Motive individuellen Handelns ab. Über die Steuerung der Moralität wurde mithin versucht, der Vielfalt der Rollen in der funktional differenzierten Gesellschaft gerecht zu werden und auch diejenigen Handlungssphären, die sich im Zuge der gesellschaftlichen Differenzierung gegenüber der Religion längst verselbständigt hatten, wieder dem Zugriff der Kirche zu öffnen. Religion wurde dergestalt am sich wandelnden Religionsverständnis der Mittel- und Oberschichten ausgerichtet – um den Preis der Diskreditierung populärer Formen der Religiosität und ohne die soziale Verbindlichkeit einer lebensweltlich verankerten religiösen Praxis wiederherstellen zu können. Denn in den städtischen Mittel- und Oberschichten hatte sich die lebensumspannende barocke Frömmigkeit irreversibel zur individuell geprägten Religiosität verdünnt, die sowohl ihren Ursprung als auch ihren Weg zum Heil in sich selbst fand, ihre kirchliche Bindung weitgehend abgestreift hatte und ihre religiöse Praxis als gleichwertige Rolle neben anderen, innerweltlichen Rollen organisierte. Um die durch den sozialen Wandel bedingte sinkende lebensweltliche Verankerung von Religion zu kompensieren, wurde der vorgesellschaftliche Raum, in dem die Rollenzwänge der funktional differenzierten Gesellschaft als außer Kraft gesetzt gedacht wurden, in der Wahrnehmung und in der Verkündigung der Kirche aufgewertet. Die Familie geriet verstärkt in den Blick der Kirche, da nur in ihrem Gehäuse die Person in ihrer Privatheit als unzerteilte Totalität – also jenseits ihrer rollenspezifischen Aspekte – denkbar schien. »Familie simuliert ... gesellschaftliche Inklusion, die durch die funktionale Differenzierung sonst längst unmöglich geworden war« (S. 291). Und da die Frau in der familiären Häuslichkeit ihrer Existenz von den disparaten Rollenanforderungen der funktional differenzierten Gesellschaft weitgehend verschont blieb, avancierte sie zum primären Ansprechpartner der Kirche. Die Religion wurde weiblich – mit dem expliziten Fernziel, über die Hausmütter den ganzen Haushalt zu heiligen (S. 316f.).

Die katholische Aufklärung überzeugend als *Reaktion* der Kirche auf Entchristlichungsprozesse in Teilen der katholischen Laienwelt beschrieben zu haben, darf als die zentrale These der Arbeit gelten. An ihr wird sich die künftige Forschung zu orientieren haben.

Norbert Haag

THOMAS MERGEL: Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794–1914 (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 9). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994. XIV, 460 S. Kart. DM 112,-.

Der Rezensent gehört zu denen, die seit Jahren eine Einbeziehung sozialgeschichtlicher Zugriffe in kirchen- und religionsgeschichtliche Themen forderten. Mit Freude hat er daher die Bemühungen des »Schwerter Arbeitskreises« und eine Reihe Veröffentlichungen der letzten Jahre begrüßt. Mit großer Erwartung hat er auch vorliegendem Buch entgegengesehen. Um so größer war die Enttäuschung. Denn neben mancher interessanter Einzelheit und erhellerer Einsicht wird dem Leser dort, wo es sich um schlichtes historisches Faktenwissen handelt, bisweilen ein geradezu hanebüchener Unsinn vorgesetzt, und man fragt sich: Haben denn die Professoren, die das Buch begleitet und beurteilt haben, dies nicht gemerkt?

Doch zuerst zum Positiven der Arbeit. Es liegt zunächst im Thema selbst. Denn hier ist endlich einer darauf gekommen, daß es in Deutschland auch katholische Bürger gab. Denn bisher mußte man der Ansicht sein, daß bürgerliche Tugenden wie Fleiß und Leistungswille nur im Protestantismus zu Hause waren. Dabei hätte eine nicht nur kleindeutsch und norddeutsch orientierte Ge-

schichtsschreibung schon längst das hochinteressante katholische Wiener Bürgertum entdecken müssen, ganz zu schweigen von München. Doch die Einbeziehung des katholischen Bürgertums ist nicht das Einzige, was positiv zu vermerken ist. Soweit der Zugriff des Verfassers »von außen« erfolgt, soweit er also die Stellung der Kölner Katholiken innerhalb des Bürgertums, etwa Konfession, Sozialstruktur und Berufswahl auf Grund der Quellen untersucht, kommt er zu interessanten und unerwarteten Ergebnissen. So zeigt sich z. B. daß, zum mindesten im Rheinland für den Untersuchungszeitraum, die These vom allgemeinen Bildungsdefizit der Katholiken nicht stimmt. Auch manche Einzelergebnisse sind von Interesse. So die Feststellung, daß beim Kölner Pius-Verein im Unterschied zum Mainzer Pius-Verein die Laien das Sagen hatten. Die Parallele zu Wien mit seinem Katholikenverein unter Leitung des Konsuls Schwarz, eines aus dem Judentum konvertierten Großbürgers, drängt sich auf. Hier muß die kirchliche Vereinsgeschichte neu geschrieben werden. Zu begrüßen ist auch der Anhang, der zahlreiche aufschlußreiche Tabellen bringt und bedeutende Kölner Bürgerfamilien vorstellt.

Problematisch wird es jedoch da, wo es um die inneren Strukturen im Kölner Katholizismus geht. Richtig ist der Ausgangspunkt: Die katholischen Kölner Bürger wollten zugleich gute Katholiken und gute Bürger sein. Dabei gab es de facto eine große Variationsbreite von ultramontanen bis zu liberalen Katholiken. Zudem besaßen die einzelnen Gruppen eine relative Durchlässigkeit und Wandelbarkeit. Bei dieser Ausgangsposition fragt man sich: Was soll dann noch der Milieubegriff, mit dem der Verfasser vorzugsweise arbeitet. Denn katholisches Milieu, so wie es heute verstanden wird, meint ein *abgrenzendes und ausgrenzendes* katholisch-konfessionelles Gruppenbewußtsein mit einer eigenen Wertskala und besonderen Organisationsformen zur Absicherung und Durchsetzung des Gruppeninteresses, verbunden mit bestimmten Alltagsritualen. Den von Mergel beschriebenen »Milieus« (er spricht auch vom bürgerlichen Milieu) kommen diese Eigenschaften jedoch nur sehr bedingt zu. Wäre es da nicht besser, für das Rheinland (wie übrigens erst recht für den deutschen Südwesten, wo der josephinisch-wessenbergianische Reformkatholizismus fortlebte) auf den Milieubegriff zu verzichten und den neutraleren, auf K. Lamprecht zurückreichenden Kulturbegriff – Kultur verstanden als Ausdruck einer durchaus offenen Gruppenmentalität – zu verwenden?

Noch problematischer ist jedoch Mergels Ultramontanismusbegriff. Vor allem scheint die These einer allgemeinen Ultramontanisierung zwischen 1850 und 1870 nicht haltbar, weder beim katholischen Bürgertum noch beim Klerus, der als Führungskaste und Organisator der Ultramontanisierung geschildert wird. Wenn tatsächlich eine derartige Ultramontanisierung betrieben wurde – wie wird nicht richtig deutlich: durch systematische Volksmissionen der Jesuiten oder aber unbewußt, wie der Verfasser einmal insinuiert? – dann war sie wenig erfolgreich. Sie hat, wie wir lesen, nicht einmal bei der Familie Reichensperger richtig gegriffen, ja nicht einmal beim Klerus. Es gab, so lesen wir, 1870 bei der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas nicht nur unverbesserliche Ultramontane, sondern auch aufmüpfige Theologieprofessoren. Was nach der Revolution zum Tragen kam, war eben nicht eine allgemeine Ultramontanisierung, es war etwas anderes, ähnlich wie im österreichischen Neoabsolutismus, ein Zusammenstehen der konservativen Ordnungsmächte Thron und Altar (wie es sich schon bei der Trierer Rockwallfahrt von 1844 zeigte). Eine etwas bessere Kenntnis der Kirchen- und Theologiegeschichte hätte jedenfalls zu Differenzierungen führen müssen. Waren es doch gerade frühe »Ultramontane« – nicht nur Döllinger, sondern auch die beiden vielleicht konsequentesten Görresschüler Sebastian Brunner und Michael Strodl –, die dem Unfehlbarkeitsdogma in der Form von 1870 kritisch gegenüber standen, was übrigens auch für Görres selbst gilt, wie Grauert bereits 1922 aufgewiesen hat. Aber der Verfasser hat offensichtlich keine Ahnung von der einschlägigen Literatur (Beispiel: Errichtung einer katholischen Universität; zur Münchner Gelehrtenversammlung von 1863 orientiert er sich an einem Artikel von Hugo Lang!), und es ist erschreckend, wie er mit Ausdrücken wie »unfehlbar«, »katholische Normen«, »Voluntarismus der Neuscholastik« um sich wirft. So nimmt es denn nicht wunder, daß auch Kulturkampf und Altkatholizismus reichlich einseitig interpretiert werden. Gerade was den Kulturkampf anlangt, reichen gesellschaftshistorische Erklärungsmuster nicht aus, auch wenn z. B. die vom Verfasser kaum angesprochene – Deutung des Kulturkampfes als Modernisierungskrise richtig, wenn auch nicht erschöpfend ist. Dazu müßte u. a. eine ideologiekritische Betrachtungsweise treten, die sich mit nationalen Mythen auseinandersetzt, insbesondere mit dem Mythos der »deutschen Wissenschaft« und dem Luthermythos, mit Stereotypen und Vorurteilen wie dem Glauben an die Überlegenheit der modernen deutschen (protestantisch-preußisch-liberalen) Erfolgsnation über die retardierende romanisch-

katholische Kultur und Scholastik. Das alles fehlt in diesem Buch. Der Altkatholizismus schließlich wird reichlich verkürzt als ein Konglomerat von Deutschkatholizismus, Hermesianismus und südwestdeutschem Reformkatholizismus charakterisiert. Auch hier tritt wie so oft das (sozialgeschichtliche) Konstrukt an die Stelle des Faktenwissens. Den Höhepunkt in diese Richtung bilden einige Auslassungen über Friedrich Schlegel, Görres und Clemens Brentano. Auf S. 97 erscheinen diese drei als »freischwebende Intellektuelle«, die nicht aus Heilssehnsucht, sondern auf der Suche nach »neuen Erkenntnistheorien« katholisch wurden. Noch schlimmer wird es auf S. 102, wo die Tatsache erwähnt wird, daß Görres' Frau Katharina nicht den katholischen Glauben praktiziert habe. Anschließend wird zur Familie Christian Brentanos übergegangen, deren Kinder zum Teil den Glauben verloren. Wörtlich heißt es ferner – in Umkehrung und Verfälschung der Fakten: »Der Priester Franz Brentano war Philosophieprofessor in Wien (!), trat im Gefolge des Vatikanischen Konzils aus der Kirche aus und heiratete.« Aus all dem wird gefolgert »Diese intellektuellen Ultramontanen konnten keine gleichgerichtete Familiensozialisation ausbilden. Die Fragilität und der artifizielle Charakter ihrer religiösen Überzeugungen, die Instrumentalisierung der Religion für ihren intellektuellen Narzißmus verhinderten die Bildung von Traditionen ...« Ein Kommentar hierzu erübrigt sich. Doch schließt sich der Rezensent nach all dem der Forderung W. Schieders an, daß Sozialhistoriker und traditionelle Kirchenhistoriker miteinander ins Gespräch treten sollen. Denn der Kirchen-geschichte ist dadurch nicht geholfen, daß an die Stelle von Heilsgeschichte und Apologetik, Institutionsgeschichte und Stoffhuberei ein theoretischer Zugriff ohne Faktenwissen tritt. Otto Weiß

HEINZ HÜRTEIN: Katholiken, Kirche und Staat als Problem der Historie. Ausgewählte Aufsätze 1963–1992, hg. v. HUBERT GRUBER. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1994. 342 S. Geb.

In mehr als 100 Artikeln, Aufsätzen und Abhandlungen hat sich der Historiker Heinz Hürten in der Zeit von seiner Habilitation bis zu seiner Emeritierung mit dem Verhältnis von Staat und Katholischer Kirche befaßt. Er gehört unbestritten zu den besten Kennern der Geschichte des Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Dabei hat er sich aktiv an den kontroversen Debatten über die politische Verantwortung von Kirche und Kirchenmitgliedern in den Krisen und Umbruchsphasen des zurückliegenden Jahrhunderts beteiligt.

Gleichsam als Resümee der Diskussionsbeiträge und Forschungsschwerpunkte hat Hürten Schüler *Hubert Gruber* anlässlich des 65. Geburtstags des Eichstätter Historikers eine Auswahl von 22 Aufsätzen getroffen und zu einem Band zusammengestellt, um dem Leser damit »ein aussagekräftiges Bild« dessen »weitgefächerten Œuvres« zu vermitteln (S. VII). Die Monographien Hürten konnten in diesem Rahmen natürlich keine Berücksichtigung finden. Dabei wäre es für den Leser allerdings nützlich gewesen, dem Band ein entsprechendes Gesamtverzeichnis beizufügen.

Nach der Edition des katholischen Emigrationsblattes »Deutsche Briefe« reichte Hürten 1969 an der Universität Bonn seine Habilitationsschrift über deren Hauptredakteur Waldemar Gurian ein. Seine Antrittsvorlesung zum Abschluß der Habilitation aus dem Jahre 1970 ist der erste Beitrag des Bandes: »Die Verbindung von geistlicher und weltlicher Gewalt als Problem in der Amtsführung des mittelalterlichen deutschen Bischofs« (S. 1–16). Die Behandlung dieses mediävistischen Themas unterstreicht die Spannweite des von Hürten beherrschten Zeitraums.

Einen ersten Schwerpunkt in der Aufsatzsammlung bildet die Zeit der Weimarer Republik. Dazu gehören die Beiträge: »Die Novemberrevolution – Fragen an die Forschung« (S. 51–73); »Amtskirchen und Kirchenvolk in der deutschen Novemberrevolution« (S. 74–93); »Vatikan und Weimarer Republik« (S. 94–106); »Reichwehr und Republik« (S. 107–116); »Das Offizierkorps des Reichsheeres« (S. 117–131).

Ein besonderes Gewicht hat in diesem Band die Auseinandersetzung von Kirche und Nationalsozialismus, die etwa ein Drittel des Gesamtwerkes einnimmt. Im Horizont seiner Habilitationsschrift verfaßte Hürten Skizzen der katholischen Exilzeitschriften »Kulturkampf« (S. 190–208) und »Der Deutsche in Polen«. Gruber hat darauf verzichtet, auch diesen letzten Artikel aufzunehmen, der in der Festschrift für Konrad Repgen zum 60. Geburtstag nachzulesen ist (dort: S. 415–446).

Aktiv hat sich Hürten in den 80er und 90er Jahren an der Diskussion des Widerstandsbegriffs beteiligt. Nicht weniger als vier Beiträge des Bandes beschäftigen sich eingehend mit diesem Thema (S. 132–173). Programmatisch hat Gruber dieser Reihe die »Zehn Thesen eines profanen Historikers